



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zwei Schulmeisteroriginale aus altrömischer Zeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zwei Schulmeisteroriginale aus altrömischer Zeit.

Die nationale Verflachung, der unerquickliche Kosmopolitismus, welcher im letzten Jahrhundert der römischen Republik alle Schichten der Gesellschaft mit hellenischer Tünche überkleidete, äußerte auch einen bedeutenden Einfluß auf Erziehung und Unterricht. Nicht genug, daß die griechische Sprache und die griechischen Wissenschaften sich als integrierende Bestandtheile der italienischen Bildung einbürgerten; auch auf den lateinischen Unterricht ging griechischer Geist und griechische Methode über. Die Häufung des Bildungstoffes erzeugte eine Erweiterung der Disciplinen, eine Verlängerung der Lernzeit und eine Steigerung der Unterrichtsziele, und da überhaupt die Ausbildung des Körpers durch Gymnastik, die in Hellas so harmonisch mit der Cultur des Geistes Hand in Hand ging, bei den Römern nur als Vorbereitung zum Kriegsdienste getrieben wurde, so bekommt durch die vorwiegende Berücksichtigung der geistigen Ansprüche, sowie auch durch die Benützung der griechischen Sprache als eigenthümlichen Bildungszweiges der damalige Unterricht manche Aehnlichkeit mit dem modernen und es verlohnt sich deshalb um so mehr, an ein paar durch auffallende Absonderlichkeit ausgezeichneten Lehrern aus dem Ende der Republik und der ersten Kaiserzeit auch die Verhältnisse, in welchen sich die Vertreter der Pädagogik der Schule und dem Leben gegenüber befanden, näher zu beleuchten.

In dem unruhigen Consulatsjahre Ciceros (63 v. Chr.) geschah es, daß aus dem ungefähr dreißig Meilen von Rom entfernten Benevent, einer schon damals durch Fruchtbarkeit der Gegend und belebte Straßenzüge in blühendem Zustande befindlichen Stadt Samniums, der Schulmeister Orbilius Pupillus nach der Hauptstadt übersiedelte. Berufungen von Professoren kannte man in jener Zeit noch nicht; alle Schulen waren Privatunternehmungen, um die sich die Stadt nicht kümmerte. Der Mann aus Benevent kam also jedenfalls nach Rom, um hier durch eine auf eigenes Risiko etablirte Anstalt mehr Ruhm und Gewinn zu erzielen als in seiner Vaterstadt, wo wahrscheinlich, wie in Venusia, dem Geburtsorte des Horaz, die Söhne wichtigthuender Centurionen die Hauptrolle unter der Schuljugend spielten. Keineswegs war aber Orbilius ein Glückritter nach Art seiner griechischen Collegen, die damals schaarenweise nach Rom strömten, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen, welche auch bei immer stärker werdender Nachfrage genug Käufer fand. Orbilius hatte überdies keine Ursache, auf Fortunas Gunst zu bauen; er hatte eine schicksalschwere

Bergangenheit hinter sich liegen und die Blüthe des Mannesalters bereits überschritten, denn er zählte genau funfzig Jahre; aber er brachte eine reiche Berufserfahrung mit. Seine Aeltern scheinen grade nicht in ärmlichen Verhältnissen gelebt zu haben, da Orbilius schon als Knabe mit großer Lust den Wissenschaften oblag; vielleicht trieb sein Vater ein einträgliches Handwerk. Aber eine entsetzliche Katastrophe vernichtete plötzlich des Knaben Jugendglück. Seine beiden Aeltern wurden, wie Sueton in seinen kurzen Biographien berühmter Grammatiker erzählt, an einem und demselben Tage ermordet. Da dies nicht bei einem räuberischen Ueberfalle geschah, sondern „durch die Arglist ihrer Feinde“, so ist es leicht möglich, daß politische Motive zu Grunde lagen und daß der Vorfall mit den erbitterten Parteikämpfen vor dem Ausbruche des Bundesgenossenkrieges in Zusammenhang stand. Ob die Familie zufällig schon den Beinamen Pupillus, d. h. „Waise“, „Mündel“, führte, oder ob der junge Orbilius infolge seiner Verwaisung von seinen Landsleuten so genannt wurde, wissen wir nicht. Jener Schlag beraubte ihn wahrscheinlich aller Existenzmittel; denn er sah sich gezwungen, auf irgendeine Weise sein Brod zu verdienen, und da er kein Handwerk gelernt hatte, so übernahm er ein subalternes Amt im Dienste der städtischen Behörden, entweder als Victor mit dem Stecken vor den hochvermögenden Zweimännern oder den Aedilen Benevents herschreitend, oder als beflügelter Amtsbote deren Befehle verkündend, oder — und dies ist wohl das Wahrscheinlichste — als Schreiber oder Rechnungsführer in der Kanzlei beschäftigt. In allen diesen Fällen war der Lohn ebenso gering als das Ansehen des Standes vor der Welt, und wenn sich in Rom nur Leute niederer Herkunft zu solchen Anstellungen drängten, so war es natürlich in einer Provinzialstadt nicht anders. Nur wenige Jahre kann Orbilius diesen friedlichen Dienst bekleidet haben, als er, vielleicht um das Jahr 90 v. Chr. zur militärischen Carrière überging. Ob dies aus freiem Entschlusse geschehen sei oder ob ein Aushebungscommissär ihn außsündig gemacht habe, bleibt dunkel; beinahe möchte man sich aber für das Zweite entscheiden, weil seit Marius die Conscriptio in ganz Italien stattfand, weil sein kleines Amt ihm nicht Dienstfreiheit verschafft haben mag und weil zum Diensterlaß jeder Zeit eine reiche Geldspende für die mit der Aushebung beauftragten Offiziere unerläßlich war. Als Vaterlandsvertheidiger diente der künftige Schulmonarch nach Sueton in Macedonien. Zu dieser Provinz gehörte aber auch Thessalien und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er dort den zwischen 87 und 85 sich abspielenden Krieg gegen den pontischen Mithridates mitmachte. Er brachte es sogar hier bald zum Adjutanten des Legionsobersten, vielleicht weniger durch seine Tapferkeit als durch seine Federgewandtheit, da nun die Kanzlei des Commandirenden zu seinem Ressort gehörte. Sein Posten stand aber immer noch einen Grad unter dem Hauptmann, wenn er auch im Avancement vom Gemeinen an die zehnte

Stufe einnahm! Der Sold betrug also wohl höchstens das Doppelte des gewöhnlichen, d. h. damals etwa 100 Thaler und Drbilus legte deshalb bald seine Auszeichnung, einen mit zwei Hörnchen verzierten Helm ab, um — zur Cavalerie überzutreten, zu der er vielleicht eine besondere Passion verspürte, bei der ihm wenigstens die dreifache Löhnung winkte. Die Zeit, wo die Blüthe der aristokratischen Jugend sich zum Reiterdienst stellte, war damals längst vorüber. Die römischen Ritter wurden wohl noch vom Censor gemustert und hielten jährlich einmal einen glänzenden Paradeaufzug durch die Stadt; aber die Reiterei im Felde bestand lediglich aus Nichtrömern, besonders Kelten und Germanen, nebenbei auch aus italienischen Freiwilligen. Es war also eine sehr bunt gemischte Truppengattung und Drbilus mag sich in solcher Umgebung vereinsamer als je gefühlt haben und oft genug in trübe, bittere Stimmung gerathen sein. Seine Dienstzeit hätte eigentlich zwanzig Jahre gedauert. Es scheint aber doch, als ob sie auf irgendeine Weise verkürzt worden sei. Es heißt nämlich bei Sueton: „Nachdem er den Kriegsdienst überstanden, lehrte er zu den Studien zurück, mit denen er sich schon von den Knabenjahren an eifrig befaßt hatte (es läßt sich voraussetzen, daß er auch als Soldat an seiner Weiterbildung arbeitete) und war lange öffentlicher Lehrer in seiner Vaterstadt, bis er endlich im fünfzigsten Jahre nach Rom zog.“ Bei vollständigem Ausdienen der üblichen Jahre wäre schwerlich eine „lange“ Zeit für sein Lehramt in Benevent übrig geblieben.

Als Drbilus nach Rom kam, hatte sich der Unterricht schon in verschiedene Stufen gespalten, wenn auch die Lehrziele der einzelnen Schulanstalten noch keineswegs fest standen. Auf den Elementarlehrer folgte der sogenannte Grammatiker und von diesem gingen die jungen Leute zum Professor der Rhetorik über. Drbilus ist lange mit Unrecht in jeder Weise herabgesetzt worden; er lehrte keineswegs die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens, sondern muß den wissenschaftlich gebildeten Grammatikern als Mittellehrern zugerechnet werden. Dennoch wird die Einrichtung seiner Schule ebenso einfach und den Gewohnheiten des Südens angemessen gewesen sein, wie die der niedrigeren Lehranstalten, d. h. er mietete sich außer seinem Logis eines jener lustigen Locale, die außerdem auch zum Ausstellen von Bildern benutzt zu werden pflegten und aus verandaähnlichen Vorbauten parterre oder auf dem flachen Dache bestanden, welche nach der Straße zu ganz offen waren. Von hier aus erschallten nun schon in der frühesten Morgenstunde zum Aerger der unerbittlich dadurch den Armen des Schlafes entrissenen Nachbarn die Stimmen der bei Lampenschein in buntem Chore recitirenden Schüler, unterbrochen von dem „Donnern“ des „laut schreienden“ Lehrers. Die Schule des Drbilus erwarb sich bald einen guten Ruf. Fünf Jahre nach ihrer Eröffnung ward der junge Horaz nach Rom gebracht. Sein Vater war in Erziehung desselben so gewissen-

haft, daß er nicht nur die besten Lehrer, deren sich kein Senators- oder Ritterssohn schämen konnte, aussuchte, sondern auch selbst an Stelle des sonst zu diesem Zwecke dienenden Pädagogus oder Gouverneurs den Lehrstunden beiwohnte. Es gereicht also dem Orbilius zur Ehre, daß der ältere Horatius seinen Sohn ihm anvertraute und der Dichter nennt unter allen seinen Lehrern grade nur den Mann aus Benevent. Auch Domitius Marsus, ein bedeutender Epigrammendichter, genoß seinen Unterricht. Von Horaz erfahren wir nebenbei, daß Orbilius Pupillus nach allgemeiner Sitte seinem Unterrichte die lateinische Uebersetzung der Odyssee von dem merkwürdigen Poeten, Schauspieler und Schulmeister Livius Andronikus zu Grunde legte. Die roh gezimmerten und harten saturnischen Verse derselben wurden den Knaben vorgesprochen und dictirt, auswendig gelernt und in singendem Tone stehend wiederholt. Dabei sah der Lehrer nicht bloß auf die Rechtschreibung, auf Grammatik und Metrik, sondern knüpfte auch an die Erklärung geschichtliche, mythologische, geographische Notizen. Ob Orbilius das philologische Gebiet überschritt und auch rhetorische Uebungen vornahm, wissen wir nicht; wenn wir es aber auch annehmen, so waren letztere gewiß nur propädeutischer Natur und beschränkten sich auf die ersten Versuche im Freisprechen und Stilistren.

Trotz des rühmlichen Namens, den sich Orbilius bei den Zeitgenossen erlangt, hat ihn die Nachwelt zu einem abschreckenden Beispiel gestempelt, indem sie sich unter einem Orbilius einen allezeit schlagfertigen, gefühllosen Schultyrannen dachte. Und allerdings hat Sueton einen Vers von Domitius Marsus aufbewahrt, welcher lautet:

„Wen Orbilius einst mit Ruth' und Peitsche gezüchtigt“,

und noch gravirender ist die Aeußerung von Horaz:

„Nicht als wär' ich ein Feind von des Livius Versen und wünschte
Alles vertilgt, was Orbilius einst unter Schlägen — noch weiß ich's —
Vordeclamirt dem Knaben.“

Freilich trifft ein guter Theil des Vorwurfs den ganzen römischen Lehrerstand, der sich wie der griechische von dem Gebrauch der Ruthe und sogar der Peitsche viel zu versprechen pflegte. Prügelten schon die dem Sklavenstande angehörenden Hofmeister die ihnen anvertrauten Knaben oft bei dem geringsten Vergehen, so war es in der Schule gradezu Regel, dem Verständniß mit dem Stocke nachzuhelfen. Quintilian sagt: „Wiewohl es gewöhnlich ist und von Chryssippus nicht getadelt wird, daß die Lernenden geschlagen werden, so mag ich doch nichts davon wissen.“ Seine Gründe drangen jedoch nicht überall durch. Noch Martial nennt den Stengel des Gartenkrauts „das Scepter der Pädagogen“ und schilt auf einen neben ihm wohnenden Lehrer, der vom ersten Hahnenschrei an seine Prügeltrachten auszutheilen pflegte. Ja, die ein-

zige Abbildung einer Schulstube, die wir aus dem Alterthum besitzen, ein herkulanisches Gemälde, stellt den Moment einer solchen Strafeexecution dar. Niedergeschlagen sitzen drei Bildungsobjecte an ihren Plätzen, hinter welchen, augenscheinlich gelangweilt, wartende Hofmeister und Diener stehen und lehnen. Im Vordergrund aber saust die verzeltende Ruthe auf den Rücken eines Delinquenten herab, den ein vierter Mitschüler an den Armen über seinen Rücken gezogen hält, während der fünfte durch Emporheben der Beine die Kehrseite des Unglücklichen in eine prügelrechte schiefe Ebene verwandelt!

Was Orbilius betrifft, so kommen auch die sittlichen Zustände der Zeit in Anschlag, die in höchsten und niedrigsten Kreisen den schrecklichsten Verfall offenbarten und unfehlbar auf sein Schülerpublikum ihren Rückschlag äußern mußten. Die jüngeren Brüder jener Modeherren der catilinarischen Zeit mögen die Bubenstücke ihrer Vorbilder nur zu bald zu üben begonnen und beim Schwinden aller erziehenden Unterstützung von Seiten des Hauses den Lehrer oft bis zum Verzweifeln geärgert haben! Wenn solchen verzogenen, keine Autorität achtenden Burschen gegenüber Orbilius zum Stocke griff, so ist ihm dies wohl um so eher zu verzeihen, als er durch seinen langjährigen Militärdienst an strengen Gehorsam und pünktliche Pflichterfüllung gewöhnt war. Es wäre überhaupt vollkommen ungerechtfertigt, wollte man ihn deshalb zu einem Lehrer machen, der im Schlagen und Strafen ein Vergnügen, eine Art von Erholung gesucht habe, ungefähr so, wie der von Friedrich Jakobs in seinem classischen Brief an Döring geschilderte Professor oder wie der Schwabe Johann Jakob Häberle, welcher binnen eines halben Jahrhunderts über 900,000 Stockschläge und 24,000 Ruthenstöße, 18,000 Maultschellen und Ohrfeigen und 1,115,800 Kopfnüsse ausgeheilt haben soll! Doch läßt sich auch nicht läugnen, daß die Herbigkeit der Lehr- und Wanderjahre in dem Charakter des Orbilius ihren Nachgeschmack zurückgelassen haben muß. Er war reizbar, kurzangebunden und von göttlicher Grobheit. Kollegen, die andere Grundsätze als er befolgten und vertheidigten, nahm er auf das bitterste mit und wehe überhaupt jedem, der ihm zu nahe trat! Einst diente er als Zeuge gegen einen Angeklagten vor Gericht. Dessen Vertheidiger, der Vater des nachmaligen Kaisers Galba, wollte den ihm wohlbekannten Schulmeister verblüffen und sich stellend, als kenne er den Beruf desselben nicht, fragte er malitios: „Was treibst Du und welches Handwerk hast Du gelernt!“ — „Ich pflege Bucklige im Sonnenschein zu frottiren!“ erwiderte barsch Orbilius; der Sachwalter war nämlich so mißgestaltet, daß schon ein anderer Zeitgenosse von ihm gesagt hatte, sein Geist habe sich ein schlechtes Quartier ausgesucht! Dagegen zeugt es wieder von seiner Ehrlichkeit ebensowohl als von wissenschaftlichem Sinne, daß er, wie Sueton berichtet, ein in falsche Hände gerathenes Werk des gelehrten Grammatikers Pompilius Andronikus wieder auslöste und unter dem Namen des Autors herausgab (was

ihm schon deshalb keinen Gewinn einbringen konnte, da die Buchhändler kein Honorar zahlten). Verschiedene Andeutungen Suetons beweisen auch, daß Orbilius mit mehren eigenen Schriften an die Deffentlichkeit getreten ist, und wie er überhaupt in Rom zu Ruf würde gekommen sein, wie ihm Benevent, und noch dazu auf seinem Capitele, eine Statue errichtet haben würde, wenn er nur als qualifickirter Stockmeister gewirkt hätte, ist schwer einzusehen. Wieland und viele, die ihm nachbeteten, hat daher über Orbilius ganz schief geurtheilt, indem er schrieb: „Orbil war ein abgedankter Soldat, der den Schulcepter aus Noth ergriffen hatte, als der Knabe Horaz bei ihm lesen und schreiben lernte. Wahrscheinlich reichte seine eigene Gelehrsamkeit nicht weit und er las mit seinen Schülern den Livius (Andronikus), weil es der Autor war, aus dem er selbst lesen gelernt hatte.“

Die merkwürdigste Schrift des Orbilius war ohne Zweifel diejenige, in welcher er seine eigenen langjährigen Erfahrungen niederlegte, insbesondere über das Verhältniß der Schule zum Hause. Sie führte den bezeichnenden Titel „Der Vielgeplagte“ und enthielt nach Sueton Klagen über die Kränkungen, die den Lehrern durch die Nachlässigkeit und Eitelkeit der Aeltern zugesügt würden, „ein Thema,“ sagt Gottl. Lange, ein Vertheidiger des Orbilius, „das in neuerer Zeit oft wieder behandelt worden ist und immer wieder behandelt werden wird, worin aber auch der Aufschluß über die Grämlichkeit manches wackeren Schulmanns liegt.“

Orbilius war natürlich auch in seiner derben und geraden Weise gar nicht der Mann dazu, sowie es die durch die devote Schmeichelei und Heuchelei der Griechen verwöhnten Vornehmen wollten, sich zu geben oder sich in wegwerfender Weise behandeln zu lassen. So wird er sich denn durch Wahrheit und Offenheit manchen Verdruß zugezogen haben, den ein Geschmeidigerer und Gefügigerer vermieden hätte. Dazu kam, daß man wohl die Lehrer der Wissenschaften benugte und bewunderte, aber im socialen Leben verachtete. Gelehrte Männer waren ja für Geld zu kaufen und wenn sie auch ungeheure Summen kosteten, so waren sie eben weiter nichts als Sklaven. Auch die Schulinhaber waren mit wenig Ausnahmen Freigelassene und nur Leute niedrigen Standes wagten es daher, sich ihnen beizugesellen und sich mit einem Berufe zu befassen, an dem auch, als einem Lehrgewerbe, ein Makel haftete. So schreibt selbst Cicero in seinem Werke über den Redner: „Aber (sagt man) das Lehren verträgt sich nicht mit der Ehre! Gewiß, wenn es wie in der Schule getrieben wird; wenn aber auf dem Wege des Ermahnens, des Ermunterns, des Fragens, — so weiß ich nicht, warum man nicht lehren wollte, falls man einmal dadurch die Leute besser machen kann.“ Orbilius erlebte es noch in seinem 69. Jahre, daß Cäsar die öffentliche Achtung des Lehrerstandes dadurch hob, daß er allen Docenten das römische Bürgerrecht ertheilte. Er selbst war

wohl seit dem Bundesgenossenkriege als Beneventer dieser Ehre theilhaftig geworden.

Endlich hatte es vielleicht Orbilius grade seinen eckigen Manieren mit Schuld zu geben, wenn er, wie Sueton erzählt, „mit größerem Rufe als Gewinn“ lehrte. Ueberhaupt durfte ja der Mittellehrer weniger fordern als der Rhetor und des letzteren Ehrensold betrug zu Juvenals Zeit nicht ganz 150 Thlr. für jeden Schüler. Am besten fuhren wohl diejenigen, welche, wie der gewandte und artige Zeitgenosse und Colleague des Orbilius: Antonius Gnipho, gar keine Uebereinkunft über das Schulgeld trafen, sondern dies der Liberalität der Aeltern anheimstellten. Orbilius kam wenigstens nicht dazu, sich einen Sparspennig für sein Alter zurückzulegen und doch war es ihm beschieden, beinahe das hundertste Jahr zu erreichen! So docirte er denn fort, bis die Kräfte abnahmen und die Zahl der Schüler sich verringerte. Schon in der genannten Schrift erwähnte er, daß er „unter den Dachziegeln“, also wahrscheinlich mehre Treppen hoch, wohne, als einer von denen, „welchem,“ wie Juvenal sagt, „allein vor Regen ein Dachstein Schirm verleiht, wo die zärtlichen Tauben nisten.“ Zuletzt verlor er sein treffliches Gedächtniß gänzlich, so daß ein Vers des spizigen Jambendichters Furius Vibululus lautete: „Wo ist Orbil, der Wissenschaft Bergeslichkeit?“ Wie es heute noch so oft geschieht, hatten die bitteren Erfahrungen des Vaters seinen Sohn dennoch nicht abgehalten, denselben Beruf zu wählen. „Er hinterließ einen Sohn,“ heißt es bei Sueton, „der ebenfalls Lehrer der Grammatik war.“ Es scheint, als habe Sueton die Bildsäule des Orbilius Pupillus zu Benevent sich selbst zeigen lassen; denn er weiß genau, daß sie auf der linken Seite des Capitols stand und daß der Gefeierte in sitzender Gestalt und im griechischen Mantel (wodurch man ihn wahrscheinlich als zur griechischen Gelehrten- und Philosophenzunft gehörig bezeichnen wollte) aus Marmor gebildet war, während zwei jener großen cylindrischen Schachteln, in denen die Bücherrollen verwahrt wurden, neben ihm standen.

Orbilius starb ungefähr ein Decennium vor Christi Geburt. Der zweite Schulmann, dem wir Beachtung schenken, wird grade zu unserer Zeitrechnung das Licht der Welt erblickt haben. Es liegen also zwischen der Zeit, wo Orbilius aufhörte zu wirken und seinem Auftreten als Grammatiker kaum fünfzig Jahre. Wie mancherlei änderte sich dennoch in dieser kurzen Periode im Schulwesen! Hatten die Bürgerkriege am Ende des Freistaats auf alle literarischen Verhältnisse störend und hemmend gewirkt, so traten die Studien und wissenschaftlichen Interessen unter Begünstigung des Hofes bald so in den Vordergrund, daß geistige Cultur und Bildung schnell aufhörte das Besizthum Weniger zu sein. Natürlich gewannen dadurch Schulen und Lehrer an Schätzung und Umfang. Der Unterricht wurde rationeller und schmiegte sich passender an die verschiedenen Altersstufen an. Besonders aber wuchs das Material, indem man,

von kümperhaften Uebersetzungen absehend, die Meisterwerke der eigenen Literatur den Schülern vorlegte und Cicero, Virgil, Horaz und andere nationale Schriftsteller zu tractiren begann. Andererseits freilich wurden diese Fortschritte paralyßirt durch die wachsende Verderbniß und Charakterlosigkeit der häuslichen Erziehung. Die Blasirtheit und Altflugheit der Jugend brachte den ungebundenen Ton des lasterhaften Hauses mit zu dem Lehrer und strebte auch bei vorhandenem Eifer immer mehr nach dem Genuße des prickelnden Schaumes als nach gründlicher Befriedigung des Wissensdranges. Besonders schwärmte das Zeitalter für die öffentlichen Productionen einer sophistischen Rhetorik und die Examenprobe des römischen Schülers war ein declamatorisches Schaustück. Viele Lehrer gingen aus Ehrgeiz oder Gewinnsucht auf die Thorheiten des Zeitalters ein. Namentlich zogen die Grammatiker die Künste der Rhetorik in ihren Bereich hinein, so daß Quintilian sagt: „Es ist doch höchst lächerlich, daß man einen Knaben nicht eher zum Lehrer der Declamirkunst schicken zu dürfen glaubt, als bis er schon zu declamiren versteht.“ Höchst ungünstig charakterisirt die Nachgiebigkeit und Unselbständigkeit der Lehrer Tacitus in seinem Gespräche über die Redner. Nachdem davon die Rede gewesen ist, daß die jungen Leute zu Hause und in der Schule von nichts sprächen als von Schauspielern, Gladiatoren und Pferden, fährt er fort: „Selbst die Lehrer unterhalten sich über keinen Gegenstand häufiger mit ihren Zuhörern. Denn sie sammeln sich Schüler nicht durch Strenge der Zucht, noch durch Beweise von Talent, sondern durch antichambrirende Wohlthätigkeit und durch den Köder des Schmeichels.“

Ein recht auffallendes Beispiel für die Möglichkeit, in jener Zeit bei der niedrigsten Gesinnung und dem unsittlichsten Lebenswandel sein Glück als Lehrer machen zu können, liefert der Grammatiker Quintus Rhemmius Fannius Palämon, dessen Blüthe in die Regierungszeit der Kaiser Tiberius, Caligula und Claudius fällt. Er stammte aus Vicenza im Venetianischen und war ein geborener Sklave. Die Arroganz und Zungenfertigkeit, welche er später entwickelte, stand vielleicht nicht außer Zusammenhang mit seinen ersten Lebensumständen; denn die im Hause aufwachsenden Sklaven wurden theils von den Gebietern verhätschelt, theils lernten sie auch genau die Geheimnisse und schwachen Seiten derselben kennen und in Folge dessen war ihre Dreistigkeit und geschmeidige Schlaueit sprichwörtlich. Sein Herr, Rhemmius Fannius, scheint frühzeitig gestorben zu sein. Die Wittve verkannte oder mißachtete die Fähigkeiten des jungen Burschen und steckte ihn in die Spinnstube, wo die Spinnmädchen die Spindel drehten und die Weberschiffchen durch den Aufzug schwirrten, begleitet von zeitverkürzendem Gesang der Weber und Weberinnen. Die Erlernung der Weberei, einer Kunst, welcher in der guten alten Zeit die Hausfrauen selbst im Atrium obgelegen hatten, wird dem anstelligen Palämon nicht schwer gefallen sein. Wer konnte auch wissen, wozu ihm einst diese Kenntnisse nützen sollten?

denn er lernte nichts umsonst in seinem Leben, dieser Egoist. Da geschah es aber, daß das Söhnlein des Hauses soweit heranwuchs, daß er zur Schule wandern mußte, und Palämon wurde seines Dienstes enthoben und dem Knaben zucommandirt, um diesem, der sich nach dem guten Ton nicht mit dem großen Pennale, das Bücherrollen, Schreibmaterialien u. dgl. enthielt, befassen durfte, als Träger desselben zu dienen. Als literarischer Handlanger seines Herrn bekam Palämon auch das Recht, unentgeltlich in dessen Unterrichtsstunden zu hospitiren. Hier ging ihm eine neue Welt auf und kein Schulmeister von Vicenza wird wohl einen wissensdurstigeren Zuhörer gehabt haben, als der Schnurrant Palämon war! Wir wollen dem eigentlichen Rhemmius Fannius nicht Unrecht thun; aber wir glauben doch darin nicht zu irren, daß er weniger lernte als sein Famulus. Dieser wurde übrigens einige Zeit später, vielleicht durch Testament seiner Herrin, freigelassen (wobei er den Familiennamen seiner Herrschaft der Sitte nach zwischen den Sklavennamen Palämon und den neu gewählten Vornamen Quintus setzte) und widmete sich ganz der Philologie. Nachdem er sich vielleicht schon in Oberitalien im Lehramte geübt hatte, zog er unter Tiberius nach Rom. Hier gewann er bald pädagogischen und wissenschaftlichen Ruf und galt endlich für den ersten Grammatiker der Residenz. Eine ungemeine Gewandtheit im Sprechen und ein großes Sachgedächtniß fesselte die Leute. Er war wohl im Stande, den unverschämten Anforderungen an die Gelehrsamkeit der Lehrer, welche Juvenal in seiner pikanten Satire aufzählt, entsprechen zu können. Außerdem verfertigte er aber auch Gedichte aus dem Stegreife und schrieb in verschiedenen künstlichen Strophenarten. In der Grammatik war er scharfsinnig und seine Eintheilung der Redetheile, wie seine Definition der Pronomina, Conjunctionen und Präpositionen wurden von späteren Grammatikern adoptirt. Auch scheint er der Erste gewesen zu sein, der die Interjection als besonderen Redetheil erkannt hat. Kurz, er galt als eine Autorität in seinem Fache. Als solche bezeichnet ihn auch Quintilian, indem er ihn neben dem berühmten Aristarch nennt, und Juvenal, indem er den Namen Palämon figürlich für die ganze Grammatikerkunst setzt und an einer Stelle von den überbildeten Frauen sagt:

„Ich hasse auch jene,
Welche mir immer von neuem die Kunst des Palämon abhaspelt,
Stets beachtend den Brauch und die regelnde Säkung der Sprache,
Als Altforscherin mir unerfundete Verse bereit hält,
Und Ausdrücke, von uns überhört, der altfränkischen Freundin
Tadelk. Dem Ehherrn soll Sprachschneider zu machen erlaubt sein.“

Zu seinen Schülern zählte der Satiriker Persius und der edle Quintilian. Wenn dieser in seiner Anweisung zur Redekunst von einigen Schuleinrichtungen seiner früheren Lehrer spricht, so hat man volles Recht, dabei vorzüglich an

Palämons Schule zu denken. „Ich weiß,“ sagte er, „daß eine recht nützliche Sitte von meinen Lehrern beobachtet wurde, indem sie uns Knaben in Classen getheilt hatten und nun nach den Kräften des Geistes die Reihe des Vortrags bestimmten; so declamirte jeder an einem höheren Plage, je nachdem seine Fortschritte zuzunehmen schienen. Darüber wurden Urtheile ausgetheilt und es herrschte unter uns ein außerordentlicher Wettstreit um den Preis; Oberster der Classe zu sein, war das Herrlichste. Jedoch wurde der Beschluß nicht nur einmal gefaßt; der dreißigste Tag gab es dem Besiegten in die Hand, den Kampf zu erneuern. So wurde der Höhere durch den Erfolg nicht lässig und den Besiegten reizte der Schmerz, die Schmach von sich abzuwenden. So weit ich dem Urtheile meines Geistes traue, möchte ich behaupten, daß jene Maßregel einen kräftigeren Sporn für unseren wissenschaftlichen Eifer abgegeben hat als die Ermahnungen der Lehrer, die Aufsicht der Hofmeister, die Wünsche der Aeltern.“ Palämon hatte es um so nöthiger, seine Schüler nach Classen zu sondern, als er ungemein großen Zulauf gehabt zu haben scheint. Nach Sueton brachte ihm seine Schule jährlich 400.000 Sestertien oder 29,000 Thaler ein. Diese Summe ergiebt aber schon 200 Schüler, wenn man das von Juvenal genannte Honorar der Rhetoren für diesen Fall gelten lassen will; so hoch (2.000 Sestertien jährlich) darf man aber schwerlich greifen und man kann daher getrost seine Schülerzahl auf 300 stellen. Wir denken nun bei den Classen sogleich an getrennte Schulzimmer und ebenso viele Unterlehrer als Classen.

Wie man aber noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bei uns oft mehre Schulclassen in einem Auditorium gleichzeitig unterrichtete, findet sich für jene Zeit keine Spur von geschiedenen Räumen; ja auch die Unterlehrer, welche allerdings erwähnt werden, erinnern mehr an die aus reiferen Schülern gebildeten Monitoren der lankasterschen Methode als an Collegen des Directors.

Es scheint, als ob der literarische und pädagogische Ruf unserem Palämon über den Kopf gewachsen sei. Er bekam allmählig einen so hohen Begriff von seinem Werthe, daß endlich seine Einbildung die zeitgenössischen Gelehrten mehr ergöht als geärgert haben mag. Sueton hat uns einige Proben seiner thörichten Arroganz aufbewahrt. So soll er geprahlt haben, daß die Wissenschaften mit ihm auf die Welt gekommen seien und mit ihm auch untergehen würden! Auch rühmte er sich, daß ihn einst Straßenräuber nur um der Berühmtheit seines Namens willen verschont hätten (vielleicht glaubten sie eher, bei einem auf einer Ferienreise begriffenen Schulmeister sei nicht viel zu holen). Terentius Varro, den fleißigsten und gelehrtesten Römer (er soll 620 Bücher verfaßt haben!), welchen er wahrscheinlich wegen seiner Systemlosigkeit und seines altfränkischen Festhaltens am nationalen Römerthum haßte, wagte er gradezu mit dem Ehrennamen „Schwein“ zu belegen. Endlich äußerte er — vielleicht doch nur in halbem Scherze! — schon Virgil habe auf ihn als den einstigen

höchsten Kritiker aller Poeten und deren Producte hingewiesen, weil nämlich in dessen dritter Idylle als Schiedsrichter des Wechselgesangs ein benachbarter Hirt, Namens Palämon, auftritt!

Diese Selbstüberhebung bildete jedoch noch nicht die schlimmste seiner Eigenschaften. Alle grobsinnlichen Neigungen der herabgewürdigten, sittlich erniedrigten Menschenclasse, welcher er ursprünglich angehörte, suchten in ihrer ganzen Gemeinheit Befriedigung, sobald der Erfolg in seiner Berufsthätigkeit die Mittel dazu bot. Er ergab sich allen Vergnügungen und Ausschweifungen, an denen das hauptstädtische Leben so widerlich reich war. An Unkeuschheit wetteiferte er mit den berühmtesten Roués, so daß wir das, was Sueton darüber berichtet, nicht wiederzugeben vermögen. Als besonderes Zeichen seiner Ueppigkeit und Verschwendung erwähnt derselbe Autor nur, daß er mehre Male am Tag sich zu baden pflegte, während hierzu eigentlich nur die Stunde nach der Siesta bestimmt war. Es bekommt diese Notiz erst ihr rechtes Licht, wenn man bedenkt, daß die zu jener Zeit mit der luxuriösesten Pracht ausgestatteten Thermen Orte der unsinnigsten Schwelgerei und Vergnügungssucht waren. Das warme, bei zu häufiger Wiederholung entnervende Bad selbst war eigentlich nur Nebensache. Am meisten kosteten die theuren Salben, die Zechgelage, die Rendezvous, und schon im Trinumus des Plautus legt der rechnende Sklave ein Hauptgewicht darauf, was wurde „verschmaußt, vertrunken, versalbt, verwaschen in den Bädern“. Kurz, wir müssen es dem Sueton glauben, daß Palämon nicht im Stande war, mit seinen Einnahmen aus der Schule seinen Aufwand zu bestreiten. Aber er wußte sich zu helfen, indem er sein industriell-speculatives Talent zu Rathe zog. Zunächst verwerthete er die in seiner Jugend erworbenen Kenntnisse im Weberfache. Hatte seine Herrin in Vicenza, wie alle wohlhabenden Leute für den Hausbedarf spinnen und weben lassen, so errichtete er für weniger bemittelte Personen, die ihre Bedürfnisse kaufen mußten, eine Fabrik von Stoffen und fertigen Kleidern, die dann in mehren Magazinen in der Stadt zum Verkaufe standen. Doch damit begnügte er sich nicht. Wie mancher Präceptor suchte sich schon einen oft von der Concurrrenz angefeindeten Nebenverdienst zu verschaffen, indem er die Lieferung des nöthigen Schreibmaterials für seine Schüler übernahm! Dies wäre für Palämon zu kleinlich gewesen; auch bemalte ja meist die Jugend nur die Rückseiten schon beschriebener Blätter! Er legte, wenn auch nicht eine Papierfabrik, so doch eine Appreturanstalt an, in welcher er eine bisher in einer Fabrik neben dem Amphitheater zu Alexandria in Aegypten gefertigte und danach benannte Papiersorte einer Umarbeitung nach eigener Erfindung unterwerfen ließ, wodurch das Papier aus einem Fabrikat vierten Ranges zur vorzüglichsten unter allen Sorten emporstieg. Plinius der Aeltere schreibt hierüber: „Der nächste Name, Amphitheaterpapier, stammt von dem Orte der Bereitung her. Dieses übernahm zu Rom die scharfsinnige

Werkstätte des Fannius, verdünnte es durch eine sorgfältige Zurichtung, machte es aus einer geringeren Sorte zum feinsten Papier und gab ihm den Namen (es hieß „das fannische“). Was eben nicht so umgearbeitet ward, blieb nach wie zuvor Amphitheaterpapier.“ Dieses Unternehmen mag ihm großen Nutzen gebracht haben; denn erst unter Claudius kam ein nach dem Kaiser benanntes Papier auf, welches nicht bloß glatt und dünn war, sondern das fannische auch an Dichtigkeit übertraf.

Doch den besten Wurf that er vermöge seines praktischen Blickes durch eine ökonomische Speculation. Die Ländereien in der Nähe der Stadt standen damals niedrig im Preise und viele von ihnen waren auch durch Nachlässigkeit in der Cultur zurückgekommen. Nun hatte aber gerade ein gewisser Aelilius Sthenelus, ein Mensch von niedriger Herkunft, aber ein tüchtiger Landwirth, auf dem ungefähr fünf Stunden von Rom entlegenen Gebiet von Nomentum, wo eine treffliche Weinsorte wuchs, ein Landstück von sechzig Morgen durch sorgfältige Cultur so emporgebracht, daß er es für 29,000 Thaler wieder verkaufte. Palämon folgte diesem Beispiel und erwarb ein Landstück um 43,000 Thaler, worauf er nach der Theorie des Sthenelus den Weinbau begann. Wenn Plinius der Aeltere, dem wir auch diese Nachricht verdanken, meint, Palämon habe das Unternehmen aus reiner Prahlerei und nicht aus kühner Entschiedenheit angegriffen, so irrt er wohl darin, daß er die bei Palämon im Dienste des Egoismus stehende Energie unterschätzt. Der Erfolg war kein Zufall, sondern das Resultat kluger Berechnung. Genau den Sthenelus nachahmend im öfteren Umgraben des Bodens und Behacken der Pflanzen erzielte er von Jahr zu Jahr reichlichere Ernten und im achten Jahre verkaufte er die Weinlese, wie sie an den Reben hing, für 29,000 Thaler, also zwei Dritttheile des Gutspreises! Die Leute strömten zusammen, um die Unmasse der Trauben zu sehen — nach Sueton trug ein einziger Weinstock deren 365! — während die benachbarten Dekonomen ihrer eigenen Faulheit nichts vergebend die Erfolge des Palämon seinen gelehrten Kenntnissen zuschrieben, vielleicht sogar von geheimen Zaubermitteln munkelten! Zulezt wurde der reiche Philosoph Annäus Seneca so lüstern nach dem Besitze des Grundstückes, daß er seinen tiefen Widerwillen gegen Palämon und den Aerger darüber, daß er demselben einen Triumph auch auf diesem Gebiete einräumen mußte, überwand, mit ihm über den Kauf in Unterhandlung trat und endlich 174,000 Thaler, also das Vierfache des ursprünglichen Kaufgeldes dafür bezahlte!

Daß Palämon zu der Zeit, wo Seneca als Gelehrter und Hofmann auf dem Gipfel seines Ansehens stand, noch lebte, beweist wenigstens, daß er sein Leben über funfzig Jahre brachte. So alt wie Drbilius wird er seiner Lebensweise nach schwerlich geworden sein und, wäre es geschehen, so hätte er wohl nicht in einer Dachstube geendigt. Palämon paßte zu allem mehr als zum

Lehrer und Erzieher der Jugend; ja die Kaiser Tiberius und Claudius hatten unverhohlen geäußert, er sei der Beste, dem man Knaben und Jünglinge anvertrauen dürfe. Aber alles half nichts; die Menge ließ sich durch den Flitterschein seines Wissens blenden und Palämon, wenn er seine Memoiren geschrieben hätte, würde wohl nicht den Titel „der Vielgeplagte“ gewählt haben, sondern vielleicht den passenderen: *Mundus vult decipi!*

Zustände und Aussichten in Oestreich.

1.

Das übliche Neujahrsgeschenk der österreichischen Regierung für ihre getreuen Völker ist auch diesmal nicht ausgeblieben. Der Minister Bach seligen Andenkens liebte es bekanntlich, mit der Verkündigung neuer Gesetze, ersehnter Reformen, mitunter auch unerwünschter Anleihen die Welt zum Jahreschlusse zu überraschen. Bei dieser Sitte ist es auch seither geblieben. Die Wiener Zeitung vom 31. December und der Moniteur vom 2. Januar, welcher Napoleons Neujahrrede mittheilt, spannten regelmäßig die Neugierde aller Politiker und das erstere Blatt befriedigte sie auch gewöhnlich. Das Angebinde zu diesem Jahre besteht aus dem Wehrgesetze, welches auch in Oestreich ein Volksheer schaffen will, aus der Einberufung eines außerordentlichen Reichstages zur Regelung der Verfassungsfrage und aus dem Finanzberichte des Grafen Larisch, welcher in dünnen Worten constatirt, daß im Jahre 1866 in „Galizien und Bukowina Hungertyphus, in Ungarn allgemeiner Nothstand herrschte, in Steiermark und Kärnthen die Verarmung in bedenklicher Weise zunahm, bei dem Ausbruche des Krieges nur Böhmen, Mähren und Schlesien steuersfähig waren, der Steuerausfall in den ersten fünf Monaten siebzehn Millionen betrug“.

Zu politischem Grübeln wäre also ein reicher Stoff geboten. Aber nicht genug daran. Oestreichs Lage ist nachgrade ein Gegenstand europäischer Sorge geworden und wenn das Wort vom kranken Manne jemals Sinn hatte, in Bezug auf den Kaiserstaat trifft es zu. Der kranke Mann ist nicht fern in der Türkei zu suchen, im Herzen Europas hat er sein Schmerzenslager aufgeschlagen. Wer ehemals in Oestreich lebte, hörte wohl hier und da selbst von guten Patrioten, ja grade von den besten und wohlmeinendsten Männern den Staat